



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG-Projekt "Digitale Sammlung Deutscher Kolonialismus"

Aus der deutsch-ostafrikanischen Mission

Adams, Alfons M.

Berlin, 1898

urn:nbn:de:gbv:46:1-15044

Deutsche Kolonial-Gesellschaft

Abteilung: Berlin-Charlottenburg.

Verhandlungen 1898/99.

Heft 3.

Aus der

Deutsch-Ostafrikanischen Mission.

Mit einer Karte.

Vortrag,
gehalten in der Abteilung Berlin-Charlottenburg der Deutschen
Kolonial-Gesellschaft.

Berlin 1898.

Verlag von Dietrich Reimer
(Ernst Vohsen).

Der Vorstand der Abteilung Berlin-Charlottenburg der deutschen Kolonialgesellschaft setzt sich zusammen aus den Herren:

Der I. Vorsitzende: Prinz von Arenberg, M. d. R. u. d. A.-H.
Der stellvertretende Vorsitzende: von Ammon, Geheimer Bergrat,
vortragender Rat im Ministerium für Handel und Gewerbe.
Der II. stellvertretende Vorsitzende: Kontre-Admiral z. D. Strauch.
Der Schriftführer: Emil Selberg.
Der stellvertretende Schriftführer: Konsul Wallich.
Der Schatzmeister: Direktor Riecken.
Der stellvertretende Schatzmeister: Arthur Schmidt-Lorenzen.

Bormann, Geh. Ober-Reg.-Rat z. D.

Fritz Friedländer.

Dr. Goering, Kaiserl. Ministerresident z. D.

Dr. Hammacher, M. d. R. u. d. A.-H.

Dr. Herzog, Staatssekretär a. D., Excellenz.

Imberg, Rechtsanwalt.

G. Kollm, Ingenieur-Hauptmann a. D.

Kraetke, Direktor im Reichspostamt.

Jul. Pintsch, Kommerzienrat.

W. Staudt.

Dr. Schön, Hilfsarbeiter im Kaiserl. Gesundheitsamt.

Stücklen, Fabrikbesitzer.

Ernst Vohsen, Konsul a. D.

Volkens, Professor.

Zur Erwerbung der Mitgliedschaft der Abteilung Berlin-Charlottenburg der Deutschen Kolonial-Gesellschaft, wolle man sich an den Schriftführer Herrn Emil Selberg, Berlin S., Alexandrinenstrasse 68/69 wenden, der das Weitere veranlasst.

Der Jahresbeitrag beträgt minimal M. 9.—.

Sämmtliche Mitglieder erhalten die 52 mal im Jahre erscheinende Deutsche Kolonialzeitung und haben das Recht zur Teilnahme an allen Vorträgen und Veranstaltungen der Abteilung.



Aus der

Deutsch-Ostafrikanischen Mission.

Mit einer Karte:

Routen im nordwestlichen Uhehe und von Idunda zum
Nyassa-See

aufgenommen vom Verfasser.

Vortrag

von

Pater Adams.



Die Versammlung fand am **Freitag**,
den **25. November**, im grossen Saale des **Hôtel Kaiserhof** statt.

Nachdem der Vorsitzende, Se. Durchlaucht *Prinz von Arenberg*, die Versammlung eröffnet hatte, verlas der Schriftführer Herr *Emil Selberg* die Namen der neueingetretenen Mitglieder, wie folgt:

Dr. Fränkel, Geh. Med.-Rat. — *Richard Müller*, Ober Reg.-Rat. — *Herzberg*, Kgl. Baurat. — *Rudolf Martin*, Assessor. — *von Gross*, Reg.-Assessor. — *Budde*, Oberst. — *Peter Lüders*, Ingenieur. — *Friedrich von Ammon*, Leutn. — *Kempe*, Prem.-Leutn. — *Dr. Kossel*, Prof. — *Dr. Strassmann*, Prof. — *Henstorf*, Lehrer. — *Zindler*, Kanzleirat. — *Rudolf L. Friedländer*, Kaufmann. — *Just*, Geh. Ober-Reg.-Rat. — *Schubert*, Oberst. — *Falkson*, Bürgermeister a. D. — *Pfeiffer*, Major z. D. — *Th. Reh*, Reg.-Baumeist. — *W. Saul*, Reg.-Baumeist. — *Gotzheim*, Reg.-Baumeist. — *Quentin*, Dr. med., Stabsarzt. — *Wendland*, Dr. med. — *Wolfram*, Kammergerat. — *Freitag*, Oberstleutn. — *Albrecht Guttman*, Kaufmann. — *Carl Beseke*, Redakt. — *R. Wahl*. — *Freih. von Buddenbrock*, Generalmajor. — *Diers*, Kais. Ob.-Postsekr. — *Gustav Aengeneynt*. — *v. d. Knesebeck*, Prem.-Leutn. — *Alfred, Freiherr von Gültlingen*, Prem.-Leutn. — *Alexander Bahr*, Volontair. — *Zoepffel*, Dr. med. — *Gravenstein*, Hauptmann. — *Maschke*, Hauptmann. — *Hans Doerpfeld*, Reg.-Baumeister. — *A. Schlee*, Reg.-Baumeister. — *B. Jantschus*, — Reg.-Baumeister.

Hierauf erteilte der Vorsitzende dem *Pater Adams* das Wort zu seinem Vortrage: Aus der Deutsch-Ostafrikanischen Mission:

Hochverehrte Versammlung!

Im Nachfolgenden werde ich versuchen, der hohen Versammlung einen allgemeinen Einblick zu gewähren in das Arbeiten der Missionen in Deutsch-Ost-Afrika. Wenn ich auch nur etwas über zwei Jahre dortselbst als Missionär thätig war und älteren, erfahrenern Missionären das Wort überlassen sollte, so hoffe ich doch immerhin, das Interesse an Mission und Kolonie auch durch folgenden Vortrag zu fördern.

Somit werde ich mir erlauben, vorerst das Wesen und Vorgehen der deutschen Benediktiner-Mission in Ostafrika,

ihre Erfolge und Erfahrungen und im Anschluss daran den Charakter der Neger, wie deren Standpunkt gegenüber der Mission in Kürze zu schildern. In der Fortsetzung des Vortrags berichte ich dann mein spezielles Verfahren bei Gründung der Mission unter den Wasango in Madibira, deren Sitten und Gebräuche etc. in mehr erzählender Form.

I.

Mission in Deutsch-Ostafrika.

a) Die Benediktiner-Mission an der Küste.

Ein Blick in die Geschichte zeigt Europa seit Jahrhunderten als die Fürstin der Erde, als die Trägerin der christlichen Bildung, Gesittung und des Fortschrittes und offenbar mit der hehren Mission beauftragt, über die andern Erdteile zu herrschen und sie zu seiner kulturellen Höhe emporzuheben. Bei Betrachtung dieser geschichtlichen Tatsache drängt sich die Frage auf: Wäre Europa aber zu dieser Rolle auch gelangt ohne Christentum? Was wäre es ohne dieses geworden? Welche Richtung hätte die Entwicklung seiner Völker genommen? — Gerade zu jener Zeit, als das Christentum sich Bahn brach, herrschte in der damaligen Hauptstadt der Welt eine Hyperkultur, die mit vollendeter Korruption gleichbedeutend war; wohin hätte sie geführt, wenn nicht als rettende Macht das Christentum aufgetreten wäre? Niemals wohl wäre Europa ohne dasselbe der blühende Kulturgarten geworden, niemals hätten sich seine Völker zu ihrer Gesittung, zu ihrer Bildung und ihrer Macht emporgeschwungen.

Wenn nun Europa seine Herrschaft ausdehnt bis zu den äussersten Grenzen, so trägt es traditionell und naturgemäss auch das Christentum als das treibende Element seiner Grösse mit sich, d. h. mit der Forschung, mit der Macht und Gewalt der civilisierten Mächte hält das Kreuz gleichen Schritt zur geistigen Eroberung der noch wilden Völker, damit dieselben die neuen Eroberer nicht nur als

Männer der Gewalt und des Geldes kennen, sondern in ihnen auch die höhere Macht und Würde des Menschen und speziell des Christen achten und verehren lernen und um so eher sich ihm unterwerfen und von ihm leiten lassen.

Mehr als je herrscht jetzt auch in Deutschland ein allseitiges Interesse für die Errichtung christlicher Missionen in den noch heidnischen Ländern. Die Motive dieser humanen Bewegung liegen in der erfreulichen Thatsache, dass Deutschland nun ebenfalls Kolonialmacht geworden, und weiter in dem Bewusstsein des christlichen Deutschlands, dass es mit der Uebernahme von Kolonien zugleich auch die Pflicht übernommen habe, die vielen Tausende seiner neuen farbigen Mitbürger zum Christentum zu erziehen. Und dies ist geradezu eine Ehrensache für Deutschland, welches seine Aufgabe denn auch bereits mit mehr sittlichem Ernste und mit grösserer Gewissenhaftigkeit erfasst hat als andere ältere Kolonialmächte.

Bevor ich nun auf einzelne Erörterungen über die Missionsthätigkeit in der deutsch-ostafrikanischen Kolonie übergehe, möchte ich kurz darauf hinweisen, dass die nämlichen Verhältnisse, welche vor mehr als tausend Jahren die Missionäre in einem grossen Teil Europas angetroffen, der Missionär auch heutzutage noch in den kulturlosen Ländern heidnischer Völkerschaften Afrikas vorfindet.

Einer der wichtigsten Faktoren, wenn nicht der wichtigste, durch den damals das Christentum Europa, speziell Deutschland, seine Segnungen gebracht hat, waren die alten Benediktinermissionen. Denn die fortlaufende Geschichte der Jahrhunderte lehrt mit einer Stimme, die lauter spricht, als alle anderen Beweise, wie es gerade die alten Missionsklöster St. Benedikts gewesen sind, welche die christliche Religion ausgebreitet und die wilden Völker zur Civilisation gebracht, ihre Sitten veredelt, ihnen Gesetze gegeben, Kenntnisse und Wissenschaft verbreitet, Künste und Gewerbe gefördert, den Ackerbau gehoben, die Völker durch Handel und freundschaftlichen Verkehr einander näher gebracht und

überhaupt der Menschheit unzählbare Wohlthaten erwiesen haben.

Wer nun die afrikanischen Zustände durch langjährige Beobachtung gründlich kennen gelernt hat, wie ein Dr. David Livingstone, der muss daher, das unbefangene Urteil dieses grossen Mannes vorausgesetzt, gleich ihm die den alten Benediktiner-Missionsklöstern ähnlichen Missionsstationen für das erfolgreichste Mittel zur Christianisierung jener Gegenden halten. Dr. Livingstone gab nämlich den anglikanischen Missionären den Rat, die Missionsklöster der alten Zeit sich zum Muster zu nehmen. „Können die Weisen uns erklären“, fragt er in seinem Reisewerk, „weshalb die früheren Missionsstationen, ich meine die ursprünglichen Klöster, sich selbst erhalten konnten und blühend waren als Träger der Civilisation, deren Wohlthaten wir jetzt noch geniessen, und warum unsere modernen Missionsstationen bloss armselige Anstalten sind ohne die Lebensfähigkeit und innere Kraft, welche jene besaßen? Die Mönchsmissionäre hielten es nicht unter ihrer Würde, Hand an den Pflug zu legen. Sie pflanzten Obstbäume und Getreide, sie lehrten und emanzipierten die Leibeigenen, ihre Klöster waren Missionsstationen der christlichen Heilslehre, Apotheken der leiblich Kranken, Versorgungsanstalten für Arme, Schulen der Gelehrsamkeit. Sollten wir von ihnen nichts lernen können, wenn wir sie während ihrer höchsten Blüte als die Schulen von Europa betrachten?“

Missionsklöster nach dem Vorbilde der alten englischen, deutschen und nordischen Missionsstationen thun also in den unkultivierten und heidnischen Ländern Afrikas not. Die deutschen Benediktiner in Ostafrika haben sich denn auch in dankbarer Erinnerung an ihre Vorfahren die Errichtung solcher Kommunitäts-Ansiedelungen zum Ziel-punkte ihrer Bestrebungen gemacht, in der Ueberzeugung, dass derartige Anstalten einen gleichwichtigen Civilisations- wie Kolonisationsfaktor bilden, wengleich Ungunst des Klimas, Beschwerlichkeiten der Reise, und des Transportes

sowie Mangel an Missionären bis zur Erreichung des Zieles noch viele Hindernisse in den Weg legen werden. Zwei solcher Missionsklöster sind bereits im besten Wachstum begriffen, St. Maria zu Daressalaam und St. Maurus in Collasini bei Daressalaam, beide mit dem vornehmsten Zwecke, heidnische Kinder, die durch Loskauf oder gerichtliche Entscheidung ihre Freiheit erhalten hatten, zu erziehen. Andere Missionsklöster zu Iringa, Madibira, Songea, Lukuledi, Munyangao bei Lindi sind im Entstehen begriffen.

Das Frauenkloster St. Maria in Daressalaam unterhält ein Internat für schwarze Mädchen nebst einem Hospital und Asyl für Farbige. Zehn Schwestern sind dort für beständig thätig.

Das Hauptaugenmerk bei der Erziehung wird darauf verwendet, die Mädchen für die Arbeit zu erziehen und sie an Reinlichkeit, Ordnung, geregelte Thätigkeit und christliche Sitte zu gewöhnen. Auf einem ausserhalb der Stadt am Msimbasibache gelegenen angekauften Landstück werden die Mädchen, welche für häusliche Arbeiten keine Verwendung finden, auch zu Garten- und Feldwirtschaft angehalten. Neben dieser, vor allem ins Auge gefassten Gewöhnung der Mädchen an geregelte Arbeit, die ihnen für ihre spätere Lebensstellung am nötigsten ist, wird aber auch der Schulunterricht in Lesen, Schreiben, Religion wohl gepflegt. Begabtere Mädchen werden zu Hilfslehrerinnen fortgebildet. Die grösseren Mädchen werden ebenso in alle Zweige des Haushaltes eingeführt und zeigen hierin mitunter auffallende Begabung und Anständigkeit. In der Küche, im Bügelzimmer, in der Waschküche zeigt sich am augenscheinlichsten, was die Schwarzen unter richtiger Behandlung und Anleitung leisten können. Die Fortschritte in den Handarbeiten, wie Nähen, Sticken, Stricken u. s. w. sind im allgemeinen langsamer. Die im Haushalt ausgebildeten Mädchen sollen vor allem den Schwestern behilflich sein, aber auch eventuell den Haushalt einer europäischen Familie besorgen können.

Das Spital und Asyl für die Farbigen haben die Bestimmung, Farbigen jeder Nationalität und Konfession in Krankheitsfällen geregelte, liebevolle Pflege zu gewähren und ihnen leicht zugängliche Gelegenheit zum Verbinden ihrer Wunden und zum kostenlosen Empfang der gewöhnlichen Arzneien zu verschaffen. Durch diese Werke christlicher Nächstenliebe wird der Verbreitung des christlichen Glaubens grosser Vorschub geleistet.

Die Hauptaufgabe des Missionsklosters Collasini, wo stets 5 bis 7 Europäer thätig sind, ist die Erziehung der Negerknaben, von denen ein grosser Teil dem Wohlwollen der kaiserlichen Bezirksamter zu verdanken ist. Auch hier geht Arbeit und Unterricht Hand in Hand. Sowohl Schul- wie Handwerksunterricht fordern eine unermüdliche Geduld des Lehrmeisters und vor allem eine grosse mit Ernst und Milde gepaarte Autorität und Verständnis für das Geistesleben und die Anschauungen des Negers. Wenn diese Eigenschaften vorhanden sind, dann erzielt ein Meister Erfolge; je weniger er die Geduld verliert, desto eher kann er von seiner mühsamen Lehrarbeit Früchte sehen. Gegenwärtig haben wir erst einige ganz ausgebildete schwarze Arbeiter, die sich auch in europäischen Werkstätten sehen lassen können, jedoch zeigen die bisherigen Fortschritte vieler, dass sie ihr Fach gut erlernen werden.

Die allgemeinen Erfahrungen sind noch zu jung, um ein definitives Urteil über die spätere gesellschaftliche Stellung des Negers aus ihnen ziehen zu können, aber sie lassen die Hoffnung rege, dass auch der Neger durch rechte Erziehung zum Christentume, speziell durch Korrektion seines falschen Begriffes von Fleiss und Arbeit sich dauernd auf einer höheren Stufe wird behaupten können; doch werden zu dieser Umgestaltung des ganzen inneren Menschen, wie ehemals bei unsern heidnischen Vorfahren, so auch bei den unkultivierten Stämmen Afrikas Generationen nötig sein. Hauptbedingung ist daher, um dem Christentum, — der Civilisation eine Zukunft zu versprechen, die Gründung von christlichen

Familien. Da jedoch an der Küste infolge der Ueberzahl der meistens sehr unsittlichen Islam-Bevölkerung ein blühendes christliches Familienleben sich nur in gesonderten Reduktionen entwickeln kann, so sind die deutschen Benediktiner an der Küste Ostafrikas bedacht, in der Nähe der Missionen möglichst grosse Länderkomplexe zu erwerben und auf denselben christliche Dörfer zu errichten. Erwachsene, nach genügender Erziehung und Ausbildung aus den Internaten entlassene Mädchen und junge Männer können einander heiraten und sich auf dem geschenkten Boden der Reduktionen selbständig niederlassen. Aber auch dann noch sollen sie durch Unterricht und Beschäftigung mit der Mission in Kontakt gehalten werden, durch Entgegennahme von Arbeitsaufträgen ihr sicheres Fortkommen finden und so vor Rückfall in ihr altes früheres Leben bewahrt bleiben.

b) Charakter und Standpunkt der Neger zur Mission.

Aus all dem Gesagten geht hervor, dass die Missionsarbeit der Missionsklöster an der Küste eine mehr interne als externe, also weniger ein Predigen der christlichen Lehre an das freie Volk ist. Der Grund hierfür liegt in der an der Küste bereits bestehenden weiten Verbreitung der islamischen Lehre. Nach allgemeiner Erfahrung ist denn auch an der Küste die Arbeit des Missionärs bei der freien, erwachsenen Bevölkerung leider eine sehr schwierige.

Fürs erste ist der Küstenneger durch den mohamedanischen Anstrich für unsere christliche Kultur im Prinzip unzugänglich.

Der gläubige Araber ist nicht nur infolge seiner religiösen Anschauungen vom Hasse gegen den weissen Christen beseelt, sondern auch schon infolge seines ungemein grossen Racenstolzes. Zu letzterem ist der Neger seiner Natur nach für gewöhnlich nicht fähig; aber der Hefe der mohamedanischen Lehre, Unsittlichkeit und systematischem Betrüge dem „Ungläubigen“ gegenüber, steht seine ober-

flächliche, sinnliche, unerzogene und hinterlistige Natur nur zu sehr offen.

Fürs zweite wird der Küstenneger durch eine vorzeitige, zu grosse Humanität in seinem eitlen Selbstbewusstsein nur zu sehr gestärkt.

Der hyperphilanthropische Europäer wird vom Küstenneger nur belacht und im Stillen verachtet. In seiner angeborenen Eitelkeit und Einbildung schreibt sich der Küstenneger mehr akili (Verstand, Schlauheit) zu als jenem; versteht er es doch, den Europäer im tagtäglichen Verkehr, wie man zu sagen pflegt, nach Noten zu belügen und zu betrügen, und fühlt dabei noch das fröhliche Bewusstsein einer gelungenen guten That auf Grund seiner islamischen Lehre. Gerechte Strenge und strafende Zucht in gegebenen Fällen gewinnen allein dem Küstenneger Achtung und Gehorsam ab. — Das Einziehen der Küstenneger zu Militärdiensten halte ich daher für eines der wichtigeren und erzieherischen Momente.

Diese Gedanken führen mich auch zu einer kurzen Erörterung über die Meinung, den Islam, wenn nicht besser als das Christentum, so doch zum mindesten als Uebergangsstufe für den Neger zu empfehlen. Abgesehen davon, dass so nur jemand sprechen kann, der das Wesen und die Uebernatürlichkeit des Christentums völlig verkennt, verkennt derselbe auch das Wesen des Islams. Nie und nimmer ist dieser die Uebergangsstufe zu einer höheren Entwicklung, sondern der prinzipielle Stolz und Hass gegen alles, was nicht Islam ist, die Lehre vom Kismet, verbunden mit Unsittlichkeit, macht ihn zu einer höheren Entwicklung geradezu unfähig. So ist der Islam nicht geeignet, die Keime höherer Menschenwürde zu entfalten, er weckt sie vielleicht, aber nur, um sie in fanatischen Hass und Stolz zu verknöchern.

Zu dieser unseligen Lehre, der Neger taue besser zum Islam, hat vielleicht die Erkenntnis geführt, dass der Neger einer Uebergangsstufe bedürfe, bevor er zum Christentum reif sei (denn keine Blüte entfaltet sich schon an der Wurzel).

21
Diesen Uebergang vermittelt aber nichts anderes als die Erziehung zur Arbeit. Man darf den natürlichen Entwicklungsgang, wie er in der Geschichte des Menschengeschlechtes hervortritt, nicht umkehren wollen; denn den Wilden erst durch Arbeit zur sittlichen Höhe des Christentums vorbereiten ist ein Prinzip, das Gott selbst nach dem Sündenfalle aufgestellt und befolgt hat.

Im Innern Afrikas bei noch rein natürlichen Wilden gestaltet sich die Wirksamkeit der Missionäre anders; hier ist die freie Volksmission die vorherrschende und vorteilhaftere. Allerorts suche da der Missionär bei dem vorgefundenen Volke die Landessitten und -Gebräuche möglichst bald zu verstehen und sich denselben nach Umständen anzupassen, — ein Grundsatz, den ich in der Erfahrung als sehr wichtig und wohl beachtenswert erkannt habe. Es muss dagegen als ein grosser Fehler bezeichnet werden, von dem tiefstehenden Neger zu verlangen, dass er aus freien Stücken zum Europäer emporsteige, den er von vornherein als ein übernatürlich höher stehendes Wesen betrachtet. Der schüchterne, noch wilde Neger hat vielmehr eine instinktive Abneigung gegen alles Fremde und Unbekannte; ist doch das Interesse am Fremden, Unbekannten, Unerklärlichen eine Knospe der vorgeschritteneren höheren Bildung, und unser sogenanntes Forschen die Blüte derselben. Es erscheint deshalb wohl unumgänglich notwendig, dass der Missionär, der sich der geistigen Bildung der unbeholfenen, armen Wilden widmen will, selbst vorerst ganz zu diesen hinabsteige, d. h. ihre Sitten und Gebräuche studiere, dann durch diskretes Praktizieren derselben das unbedingte Vertrauen des Volkes gewinne und so jedwede Antipathie gegen sich schwinden mache.

Also durch Annahme der landesüblichen Ehrenbezeugungen, durch strenge Gerechtigkeit mit Bezug auf das herrschende Volksrecht, soweit es sittlich gut ist, durch feste, bestimmte und vernünftige Arbeitsaufträge, durch handgreifliches, mit Erfolg begleitetes Mitarbeiten und durch überzeugende Auf-

munterung muss der Missionär den wilden Geist in den Bann seiner Autorität zu legen suchen. Dann erst, wenn der Neger gleichsam gebändigt und von dem Bewusstsein einer natürlich gerechten Unterordnung durchdrungen ist, kann bei ihm der Hebel der geistigen und christlichen Bildung mit Nutzen angesetzt werden. Ferner als gleichsam un-erzogenes, leidenschaftliches Kind muss der Neger auch stets den Druck der belehrenden und erziehenden Hand verspüren und muss fühlen und wissen, dass er sich der Autorität in keiner Weise zu entziehen vermöge. Ferner darf aber auch der Missionär im Pflichtbewusstsein nicht scheuen, mit dem Neger relativ Neger zu werden, d. h. dessen Handeln und Denkart, soweit das christliche Gesetz gestattet, in sich auf-zunehmen, damit er alsdann in der Kraft seiner eigenen Sittlichkeit seinen noch tiefstehenden, unbeholfenen Bruder langsam mit sich emportrage. Kurz, der Missionär suche physisch und moralisch auf den Neger Einfluss zu gewinnen. Hierzu braucht es naturnotwendig sehr viel Geduld, Charakter, Willensstärke, grosse Nächstenliebe und besonders Berufsgnade, Begabung und Wissen.*)

Um aber in dieser Richtung erfolgreicher, ungehinderter und unauffälliger zu arbeiten, ist dem Missionär heutzutage bei dem Fortschreiten unserer Kolonialpolitik auch noch ein gutes Einvernehmen mit der seiner Mission nächstliegenden weltlichen Behörde sehr vonnöten.

Die weltliche Behörde hat das Schwert und die öffentliche Macht, und diese ist es, welche der Neger zuerst respektiert und fürchtet. Diese Macht diktiert ihm Gesetze, die ihn zu einem sittlich geordneten Staatsleben anhalten sollen, für welches aber der unkultivierte Neger in seiner geistigen Nacktheit noch zu jung und schwach erscheint. Hier tritt nun der Missionär ergänzend ein, der durch Werke der Nächstenliebe, durch Wort und Beispiel den schwachen Geist des Wilden hebt, bildet und empfänglich

*) Darum ist es ein Unding, zu glauben, dass schon ein jeder nur halbwegs befähigte untaugliche Mensch zum Missionär berufen sei.

macht zur Annahme einer sittlich guten, geregelten Rechtsordnung und der christlichen Wahrheiten. Zur gedeihlichen Förderung der gemeinsamen edlen Sache ist es daher notwendig, dass Behörde und Mission einander vertrauend unterstützen, und wo in gegebenen Fällen die moralische Autorität des Missionärs sich mit der amtlichen, der weltlichen Macht berührt, walte ganz besonders Diskretion und Vertrauen. Denn dem sinnlichen Neger gilt die Macht und Würde geistiger und christlicher Bildung auch nur soviel, als ihr eine „handgreifliche“ Macht zu Grunde liegt.

An dieser Stelle möchte ich mich des grossen Dankes entledigen, den ich dem edlen Herrn Hauptmann Prince für sein selbstloses, höchst freundschaftliches Benehmen schulde. „Herr Pater,“ sprach er eines Tages zu mir, „Sie arbeiten von unten nach oben, und ich von oben nach unten.“ „Wo wir uns dann treffen, Herr Hauptmann,“ fügte ich bei, „da wird wohl das Richtige liegen.“ Wenn überall ein solches gegenseitiges Vertrauen, ein solch gutes Einvernehmen zwischen Behörde und Mission besteht, dann wird das grosse Werk, welches wir zur Ehre unserer Religion und des Vaterlandes begonnen haben, mutig fortgesetzt und, so Gott will, bald vollendet werden.

Aus dem Gesagten wird genugsam hervorgegangen sein, dass das Vorgehen der Missionäre an der Küste von dem im Innern verschieden sein muss. Die dankbarere Thätigkeit findet der Missionär im Innern an der freien Volksmission, denn hier hat man es, wie schon erwähnt, gleichsam nur mit unerzogenen, unwissenden, begriffbeschränkten Kindern zu thun und nicht mit eingebildeten, von einer Scheinkultur beleckten und korrumpierten Menschen. Beim natürlichen Wilden ist Güte und Ernst, Arbeit und Autorität meist allein schon dankbarst wirksam, wie die Erfahrung lehrt.

Als einen so rein natürlichen, friedamen und unverdorbenen Stamm fand ich die Wasango in Madibira und setzte darum grosse Hoffnung auf eine vernünftig durch-

geführte Missionsarbeit, die vor der Hand beginnt mit „labora“ und sich dann weiter entwickelt in „et ora.“

„Arbeit ist des Blutes Balsam,

„Arbeit ist der Tugend Quell.“

(Herder).

II.

Unter den Wasango.*)

a) Nach Madibira.

Mit dem Aufpflanzen des Missionskreuzes auf dem Hügel Tossamaganga**) am 1. Januar 1897 war die erste Wahehe-Mission bei Alt-Iringa gegründet worden. Zu Ende April desselben Jahres waren die beiden Gründer R. P. Maier O. S. B. und meine Wenigkeit bereits durch drei Laienbrüder verstärkt worden, und im Juni sollte ein dritter Pater die Erweiterung der Mission ermöglichen. Freudig und mutig wurde von einem jeden zur äussern Consolidierung der Wahehemission gearbeitet, denn das herrliche, gesunde Land Uhehe, welches von allen andern Ländern der deutsch-ostafrikanischen Kolonie zu Kolonisationszwecken wohl am geeignetsten erscheint, sowie der sittliche, intelligente und biedere Zug im Charakter der Bevölkerung war viel versprechend.

Die fortwährenden Kriegsunruhen aber, ferner die Verfolgungszüge gegen Mkwawa, zu denen sämtliche deutschfreundliche Wahehe von der kaiserlichen Station herangezogen wurden, ganz besonders auch die Verwirrung im Volke, die durch die Aenderung der politischen Verhältnisse des Landes hervorgerufen wurde, liessen leider eine eigentliche Glaubensausbreitung unter den Wahehe noch für einige Zeit dahingestellt sein. Jedoch das Vertrauen des Volkes hatten wir Missionäre uns im hohen Masse erworben und somit eine unserer ersten Aufgaben bereits gelöst. Als Beweis hierfür

*) Wasango und Wassangu kommt vor.

**) Von kutossa „werfen“ und maganga „Steine“, also „Steinwurf“.

will ich nur kurz erwähnen, dass mir und unseren Missionsangehörigen auf meinen vielen Missionsmärschen, oft ohne Soldatenbegleitung, auch nicht die geringste Unbill, weder von den deutsch-freundlichen noch von den deutsch-feindlichen Wahehe, zugefügt wurde. Ich lebte mit ihnen wie einer ihres Stammes, und selbst Mkwawa liess mir die tröstliche Meldung zukommen, dass er mit seinem *Ndugu ku Tossamaganga“ (Bruder zu Tossamaganga) nicht Krieg führen wolle.

Einmal als Missionär in das Missionsfeld gestellt, war stets mein Grundsatz, soweit es mein priesterlicher Beruf gestattete, mich möglichst den obwaltenden Verhältnissen und meiner Umgebung anzupassen und in jeder Weise danach zu trachten, mich dem Volke, das mir von der Kirche anvertraut war, und dem Vaterlande zu jeder Zeit und in allen Lagen nützlich zu zeigen. Dazu sollte ich nun die schönste Gelegenheit finden, wie folgendes zeigen wird.

Das Jahr 1897 war für das schöne Uhehe eine gar böse und traurige Zeit. Die Aufständischen mordeten und plünderten überall. Das gutgesinnte Volk dagegen verliess die heimatlichen Gefilde und Speisevorräte und floh zu den verschiedenen Europäerstationen. Eine drückende Hungersnot war vorauszusehen.

Mehr Europäerstationen! dachte ich mir, und das besonders an den Grenzen der vom Kriege noch unberührten Gegenden, um das gutgewillte Volk zu schützen, dem Aufstande einen Damm zu setzen und die Felder und Dörfer vor Verheerungen der Aufständischen zu sichern. Nur mehr Stationen, zu denen das Volk Vertrauen fasst! Schon das Vorhandensein einer Missionsstation musste ein mächtiger Wall gegen die hochgehenden Wogen des Aufstandes sein. Hierbei dachte ich auch an die Worte des Majors von Wissmann: „Wie ist es denkbar, dass Wilde, die täglich, stündlich in Angst und Sorge um ihre höchsten Güter schweben, ihr Herz den Lehren des Christentums öffnen können? Der Afrikaner nennt vor allem den, der ihn schützt, „Vater“; er würde sich allen Wünschen des Europäers gegenüber viel

leitsamer erweisen, wenn er von ihm abhängig wäre, wenn er von ihm Schutz zu erwarten hätte.“*)

Diese und ähnliche Gedanken teilte ich meinem Missions-Superior mit und nach dessen Billigung auch dem Herrn Hauptmann Prince, der ebenfalls freudig auf meine Vorschläge einging.

Gerade waren wieder Leute aus dem gebrandschatzten Idoti auf der kaiserlichen Station erschienen und baten um Schutz, damit sie auf ihre reichbebauten Felder zurückkehren könnten; dem Europäer wollten sie seine Boma (Festung) und Wohnung aus freien Stücken erbauen, und an Lebensmitteln sollte es demselben auch nicht fehlen. Bald waren wir Missionäre eins, und es ward beschlossen, dass ich Idoti besichtige und eventuell eine Neugründung dortselbst vorbereite. Herr Hauptmann Prince stellte mir im Gefühle seiner Verantwortlichkeit wegen der Kriegsunruhen zehn Soldaten als Schutz zum Begleit und war auch im übrigen höchst freundschaftlich für mich besorgt. — So verliess ich am 10. Mai 1897 die traute Mission Tossamaganga und marschierte nach Idoti ab. Doch die Sache gestaltete sich anders.

Kurz nach Aufbruch der Karawane brachte mir ein Eilbote vom Herrn Hauptmann Prince die schriftliche Bitte, eine soeben von der Küste angekommene Safari (Karawane), welche 150 Lasten Reis für die dritte Kompagnie nach Jdunda bringen sollte, bis zum Militärposten Ngominji unter meine Obhut zu nehmen. Ich entsprach der Bitte. Dadurch wurde aber mein direkter Kurs nach Idoti sehr geändert; statt nach Nord-Nordwesten marschierte ich nun direkt westlich dem „Kamby ya Mkwawa“, dem sogenannten Mkwawa-Lager zu und schwenkte danach sogar südwestlich gegen Ngominji.

Alle Wege führen nach Rom, dachte ich mir, und wo du ohne grossen Nachteil jemandem einen Dienst erweisen kannst, da wird's gethan. Zwei Soldaten vor, dann meine

*) Wissmann, „Meine zweite Durchquerung Aequatorial-Afrikas“ S. 215.

Wenigkeit mit zwei Soldaten, dicht hinter mir die bewaffneten Boys, darauf die Träger, unter diesen in gewissen Abständen drei Soldaten verteilt, zuletzt als Nachhut ein schwarzer Unteroffizier mit zwei Gemeinen. Derselbe hatte strengen Befehl, für möglichst engen Aufschluss der Karawane zu sorgen. Solche Massregeln waren durch die Kriegsunruhen und häufigen Ueberfälle geboten. Obgleich ich bei den Wahehe als Friedensbote bekannt war und eigentlich wohl nichts zu fürchten hatte, schien mir doch stete Vorsicht als Mutter der Klugheit am Platze zu sein.

Wir nahmen unsern Marsch über das sogenannte Mkwawa-Lager längs des Luindabergrandes und erreichten am dritten Marschtage die Tembenstadt Ngominji. Der Militärposten war etwa 400 Meter nordöstlich von ihr auf einer Anhöhe errichtet. Dort angekommen, ward ich der Sorge um die Reiskarawane enthoben, da der hier stationierte Sergeant den Auftrag hatte, dieselbe unter Soldatenbedeckung weiter nach Idunda zu senden. Der deutsche Sergeant empfing und bewirtete mich auf das freundlichste.

Bei Besprechung mit demselben über die Richtung nach Idoti erfuhr ich, dass der bequemste Weg, wenn auch um einen Tagemarsch weiter, über Madibira führe. Daher nahmen wir am nächsten Morgen, den 13. Mai, unsere Richtung dorthin. Hatten wir Tags vorher noch südwestliche Marschrichtung, so machten wir nun eine Schwenkung nach Nordwesten.

Auf einem schmalen, langgestreckten Bergrücken, Lutegu genannt, der mit einer 120 Meter langen Tembe besetzt war, schlugen wir unser Nachtlager auf. Die Tembe war verlassen, da die Bewohner, sich vor der Rache Mkwawas fürchtend, nach Ngominji geflüchtet hatten. Neben an befand sich auch eine Wahehe-Schmiede. Die Werkzeuge derselben sind eigenster Art. Ein grosser, glatter Stein bildet den Ambos; eierförmige, glattgerundete Steine von fünf bis sechs Pfund Schwere versehen den Dienst der Hämmer. Dann und wann findet sich auch eine durch Händler eingeführte Eisenfeile oder Zange vor, zuletzt noch ein ganz primitiver Blase-

balg, bestehend aus einem ausgehöhlten Gabelast mit Fellblasebälgen — und die Einrichtung einer solchen Schmiede ist fertig.

Von dem hochgelegenen Lutegu blickt das Auge nach rechts hinab in das tiefe Thal von Soligonna und weiter drüben auf die gleichnamigen Berge mit ihren dunklen schweren Formen. Gerade nach Westen sucht das in die Ferne schweifende Auge vergebens nach Ruhepunkten in der unübersehbaren Steppenlandschaft, Urori oder auch Usango genannt.

Nach verbrachter Nacht kündeten die Wahehe-Führer für heute, den 14. Mai, unsere Ankunft in Madibira an. Anfangs führte der Weg über waldige, gut gangbare Hügelrücken, begann aber allmählich immer steiniger zu werden, bis er über unbequemes Steingeröll vom eigentlichen Uhehe-Hochland etwa über 200 Meter bergab in das ebenere Thalgelände des grossen Ruaha führte. Von der Höhe aus konnten wir Madibira in der Ferne erblicken. Friedlich lagen seine zahlreichen Temben zwischen den reifen, goldgelben Feldungen. Die Passage des letzten Gebirgsstockes gewährte dagegen keinen erfreulichen Eindruck. Steine, verkrüppeltes Unterholz, Dornesträuch zwangen den ohnehin unbequemen Weg zu vielen Wendungen und machten ihn unendlich lang. Es war 1 Uhr nachmittags. Die Sonne brannte heiss. Nirgends fand sich Wasser, glutheisses Gestein überall. Doch schon nach einer weiteren Marschstunde änderte sich die Landschaft zum bessern. Der Anblick riesiger Baobab, schattiger Akazien und Leberwurstbäume, gut bestandener Felder, sowie von Menschen und menschlichen Wohnungen vertrieb die beginnende Ermattung. Wie ein Lauffeuer ging die Nachricht von unserer Ankunft durch den ganzen bewohnten Distrikt. In einer der grösseren Temben liessen wir uns nieder und schlugen Lager. Nach guter Rast und Stärkung bestieg ich gegen Abend den nächstgelegenen Bergkegel, um einen vollen Rundblick über Madibira zu gewinnen.

Madibira liegt am westlichen Rande des Uhehe-Hochlandes. Schon hier zeigt die ganze Natur, besonders die Pflanzenwelt, eine Gruppierung, die sich von der in Uhehe

merklich unterscheidet. Dies deutet bereits darauf hin, dass Madibira wohl unter dem Einflusse eines anderen Klimas stehen muss, als Uhehe. Dazu kommt noch, dass Madibira etwa um 300 bis 400 Meter tiefer gelegen ist als Iringa. Immerhin hat es aber noch eine absolute Höhe von 1200 bis 1300 Meter und ist somit relativ gesünder und erträglicher als die Küstenländer und die südlichen Länder am Nyassa-See. Während meines achtmonatigen Aufenthaltes in Madibira konnte ich denn auch über ungesunde Beeinflussung des Klimas nicht klagen. Madibira liegt wärmer als Uhehe und Ubena, empfängt aber von ersterem während der Monate Mai bis Dezember die gesunden, erfrischenden Bergwinde.

Von allem, was ich von oben aus übersah, war ich sehr befriedigt und kam zu dem Entschlusse, die Gegend etwas näher kennen zu lernen und deshalb für den kommenden Morgen einen Rasttag anzusagen.

Noch am selbigen Abend erschienen die beiden Häuptlinge des Dorfes, Maanumtwa und Maanengula, zur Begrüssung und brachten reichlich Kalanga¹⁾, Süsskartoffel, Mehl und Negerbier zum Geschenke. „Bwana mkubwa,“ meinte mein guter durstiger Wahehe-Häuptling Mandemage, „tukale alibaho, vilio vinofu na ugimbi fululu hilo.“ „Grosser Herr, lassen wir uns hier nieder, es giebt gute Speise und sehr viel Bier!“ Nachdem die Häuptlinge ein entsprechendes Gegengeschenk erhalten hatten, entliess ich sie mit der Weisung, dass ich vielleicht am nächsten Morgen eine Versammlung der Männer des ganzen Dorfes wünsche.

Am andern Tage, den 15. Mai, machte ich einen Rundgang durch das weitausgedehnte Tembendorf und nahm besonders die Gegend bei der grössten Tembe, die dem Häuptling Maanengula gehörte, in Augenschein. Der Nendembela-Fluss, hier etwa 12 bis 16 Meter breit, umfliesst Madibira und hat gegenüber den Feldern des Maanengula leicht überbrückbare Ufer. Hohe, mächtig gekrönte Dornakazien und

¹⁾ Erdnüsse, eine Lieblingsspeise der Neger.

breitästige, schattige Feigenbäume geben der ganzen Umgebung etwas Abwechslungsvolles und Anmutiges; gegen Osten waldige Berge in nächster Nähe, gegen Westen offene Aussicht auf frischgrüne Baumgruppen, aus denen überall menschliche Wohnungen und wohlbebaute Felder hervorlugen, besonders die gutmütigen und fleissigen Wasangu, welche von den Kriegswirren der Wahehe noch nicht berührt wurden; alles dies ergriff mich in eigenartigster Weise und bestimmte mich, hier vorerst zu bleiben. Zudem fand ich in der Umgegend gutes Bauholz (zwei Arten Akazien, von den Eingeborenen Mahango und Mapogolo genannt), ferner Bruchsteine und guten Ziegellehm.

Eine sanfte Hebung des Bodens unter schattigen Bäumen, nur kaum 200 m vom Flusse entfernt und in nächster Nähe der starkbevölkerten Temben, wurde als zukünftiger Stationsplatz bestimmt. Noch in selbiger Stunde beraumte ich eine Versammlung der Häuptlinge und der übrigen Männer des Dorfes an. Nachdem dann die Bewohnerschaft zahlreich erschienen war, erklärte ich mein Kommen und meine weiteren Absichten. Ich wies darauf hin, dass ich gekommen sei, um nun ihr Freund zu werden, den Kranken, soweit es mir möglich sei, heilende Medizinen zu verabreichen, sie alle aber auch in Arbeit und Erkenntnis Gottes zu unterrichten, nötigenfalls sogar zu schützen gegen die aufständischen Wahehe, die voraussichtlich wohl bald durch die reichen Kornvorräte angezogen, ihre Raub- und Verheerungszüge auch bis hierher ausdehnen würden. Jeder Satz wurde einstimmig mit der langgezogenen volksüblichen Bejahungsform: „Ee'na Bwana“ (ja, o Herr) bekräftigt. Auch versprachen sie, mich in jeder Weise bei Anlage der Station zu unterstützen. Nach Schluss der Versammlung nahm ich die Häuptlinge mit auf den zukünftigen Stationsplatz, welcher aus ganz unbenütztem Land bestand, bezeichnete die Ausdehnung desselben und gab den Auftrag, baldmöglichst den Platz zu roden.

Gegen 4 Uhr nachmittags waren bereits 80—90 Weiber bei dieser Arbeit beschäftigt. Am nächsten Tage vollendeten

die Frauen das Roden, während die Männer in den Wald eilten, um Bauholz zu fällen. Auch sandten die Häuptlinge von Madibira in die ganze Umgegend bis auf sechs Stunden weit Boten, welche die Bevölkerung von meinem Kommen, Bleiben und Wünschen in Kenntnis setzen mussten. Von allen Seiten strömten die Häuptlinge mit ihren Angehörigen zur Begrüssung und freien Arbeitsleistung bereitwilligst herbei. In den ersten Tagen sass ich somit fast immer auf meinem Feldstuhl und empfing die Gesandtschaften aus der Umgegend. Die landesüblichen Zeremonien verliefen hierbei in folgender Weise: Der Häuptling oder Anführer einer Gesandtschaft tritt bis auf vier Schritt vor und grüsst auf Kisango mit: „adze Mutwa“, „ich grüsse Dich, Du Haupt (König)“ oder mit „komuëne Bwana“ (guten Tag, Herr). Der Häuptling oder der Vornehmere ist mit einem Stück Zeug bekleidet, während die meisten seiner Untergebenen nur spärlich mit einem Antilopen-, Affen-, Ziegen- oder Schaffell bedeckt sind. Nach dem Grusse winkt der Gesandtschaftsvorsteher den andern, welche die Geschenke tragen, worauf diese auf den Knien näherrutschen, die Geschenke hinstellen und zum Zeichen ihrer Unterwürfigkeit tiefverneigt ehrfurchtsvoll in die vorgestreckten Hände klatschen. Meine gutgekleideten, stolzen Wahehe fingen ob dieser volkstümlichen Huldigungen und Ehrfurchtsbezeugungen zu lachen an; ein unsanfter Rippenstoss, welchen ich dem mir nächststehenden Mandamage versetzte, bewies diesem und allen sofort deutlich genug, dass ich hierin entschieden anderen Sinnes sei.

Durch diese freundliche Aufnahme der verschiedenen Gesandtschaften, wobei ich stets die Zwecke meines Kommens und Bleibens erklärte, wurde der Name „Bwana Mganga“ (Herr Doktor), wie mich die Wahehe allgemein nannten, auch hier bald in einer Weise bekannt, die für ein gedeihliches Wirken das Beste hoffen liess.

Die Bewohner Madibiras hatten unterdessen fleissig gearbeitet und bereits viel Holzmaterial zum Stationsbau herbeigeschleppt. Schon am vierten Tage nach unserer Ankunft konnten wir die starke Pallisadeneinfriedigung zu 22×35 Meter

samt Bastionen vollenden. Die Zahl der täglich Arbeitenden überstieg zweihundert. Zur Belohnung teilte ich an die ärmlich in Felle Gekleideten Zeugstoffe aus; ihre Dankesbezeugungen hierbei bestanden in Handkuss, Niederknien oder Händeklatschen. Nun begann gleich der Bau der Wohnungen innerhalb der Befestigung für mich, für Soldaten und Träger.

In diesen Tagen fand in dem drei Stunden entfernten Soligonna ein Ueberfall der aufständischen Wahehe statt. Meine Voraussetzungen verwirklichteten sich also nur zu schnell. Ich warnte daher meine freundgewordenen Wasango eindringlichst, gar wohl auf der Hut zu sein und bei etwaigen Vorkommnissen sich möglichst schnell und gemeinsam bei mir zu sammeln. Durch diese offene Besorgnis für das Wohl des Volkes, durch Ausflüge in die Umgegend, durch Besuche in den einzelnen Temben, durch Verabreichen von Medizinen und durch Krankenpflege, besonders auch durch den Verkehr mit der Jugend des Dorfes, stieg das gegenseitige Vertrauen immer mehr. Mit den Häuptlingen und Aeltesten des Dorfes hielt ich häufig Rat über die zu bestimmenden Arbeiten, über ihre Rechtsanschauungen, Sitten und Gebräuche, von dem hier einiges erwähnt werden möge.

b) Die Wasango und ihre Volksgebräuche.

Die Wasango sind ihrem Namen und Stamme nach sehr alt und bewohnten von jeher das ebene Steppengebiet zu beiden Seiten des oberen Grossen-Ruaha. Daher führten sie auch den Namen Warori, d. h. Steppenbewohner. Ihre Waffe war anfangs nur der Wurfspeer und das Beil. Weniger kriegerisch, oblagen sie meist dem stillen Feldbau, der Weberei und der Jagd auf Elefanten, Nashörner, Löwen und anderes Grosswild der Steppe. Hierdurch erstarkten sie allmählich an Mut und Unternehmungsgeist. Nun auch von den feindlichen Nachbarstämmen bedrängt, scharten sie sich um den Tapfersten ihrer Häuptlinge und nannten ihn Mutwa, „Haupt des Stammes“. So zu einem Volke vereint trotzten sie den feindlichen Einfällen und stiegen gar bald im An-

sehen bei ihren Grenznachbarn. Merere Mgogollo (der Alte) war es, der das Reich zur Grösse brachte; sein Nachfolger verlor aber wieder alles an die nun vordringenden Wahehe und flüchtete sich sogar aus dem Stammlande in die gebirgige Landschaft Ussafa. Es würde zu weit führen, näher auf die Geschichte der Könige einzugehen. Ich bemerke nur, dass, soweit ich durch Nachfragen bei den älteren Wasangomadibiras die Geschichte des Volkes erkunden konnte, sämtliche noch im Volksandenken lebende Könige den Namen Merere hatten. Ich vermochte jedoch nur vom Ende der vierziger Jahre an die Stammtafel festzustellen; vorher hätten die Wasango in der Mbuga (Steppe) frei und jeder unabhängig wie das Noko (Antilope) gelebt. Ihr jetziger König, Merere IV. wurde Ende des Jahres 1896 vom deutschen Gouvernement in das alte Stammland Usango feierlich wieder eingesetzt und herrscht wie sein Grossvater Merere Mgogollo über Uzbenä, Ussafa und Urori.

Die Sitten und Gebräuche der Wasango in der Umgegend von Madibira sind von denen der Wahehe nicht viel verschieden. Ihr gewöhnlicher Gruss ist wie bei den Wahehe „adze“ (ich grüsse dich), oder bei Vornehmeren „adze senga“ (ich grüsse dich du Rind); denn senga (Rind) ist das Symbol der Stärke, der Vornehmheit und des Reichtums (auch ich wurde alltäglich so begrüsst). Für gewöhnlich, und das meistens bei Frauen, wird auch der Gruss „komuëne“ (guten Tag) gebraucht. Dieser Gruss geht abwechselnd mit einem wie seufzend ausgestossenen Gutturallaut also vor sich:

Begrüsser:

komuëne

'ë

'ë

komuëne

'ë

'ë

komuëne

Begrüssster:

komuëne

'ë

'ë

komuëne

'ë

'ë

komuëne

u. s. w.

Hierbei halten sich die Begrüssenden die Hand und betrachten dabei in aller Gemütsruhe die Umgebung. Dies wird oft fünf bis sechs Minuten lang fortgesetzt, bis es dem Höherstehenden oder dem zuerst Begrüsssten gefällt, ein Gespräch zu beginnen.

Die Toten werden bei den Wasango fast stets begraben. Die Grabstätte ist entweder ein mit Straucheuphorbien eingefriedigter Platz in der Nähe der Wohnungen, oder sie befindet sich innerhalb des Tembenhofes. Ueber das Grab eines Häuptlings wird eine niedrige Tembe gebaut und man opfert dem Geiste des drinnen ruhenden Verstorbenen Wasser und Feldfrüchte. Zauberei und Götzendienst konnte ich auch hier nirgends entdecken. Im allgemeinen Gottesbegriff*) sind die Wasango den Wahehe gleich, nur dass sie sich zu Gott dem höchsten Geiste (Mgului) in einem grösseren Abhängigkeitsverhältnis fühlen, als jene. Dafür ist aber auch ihr Aberglaube an Geisterspuk, an die Kraft ihrer Amuletten, wie getrocknetes Löwenblut in einem Fellsäckchen verwahrt, oder Krallen der Leoparden an Schnürchen getragen, gewisse Vogelschnäbel, Krallen des sogen. Kenge (eine grosse Echse) und dessen gelbes Bauchfett etc., viel grösser und tiefer wurzelnd, als bei den Wahehe. Besonders wird der Jäger (fóundi genannt) seine Amulette niemals vergessen.

Ist dieser mit seinen Genossen im Jagdrevier angelangt, so wird vorerst gelagert, und Feuer gemacht. Darob wird die Büchse sorgsam geladen und mit Jagdamuletten in Berührung gebracht. Dann wird zu Mgului, dem grossen Geiste, gebetet. Hiernach gehen die Jäger in die Steppe oder in den Wald und feuern auf das erstbeste Tierchen, das ihnen zu Gesicht kommt. War der Schuss glücklich, so wird die folgende Jagd auf Grosswild ebenfalls eine glückliche sein, und umgekehrt; waren sie zu keinem Schusse gekommen, so wird die Jagd auch immerhin eine schwierige sein. Ein

*) In meinem Werkchen „Im Dienste des Kreuzes“ ist darüber Ausführliches zu finden. Verlag St. Ottilien, Postst. Türkenfeld, Ob.-Baiern.

erstes Begegnen mit Perlhühnern gilt immer als Zeichen für eine mühsame, ja erfolglose Jagd.

Die Wohnung ist auch bei den Wasango die Tembe. Früher jedoch, bevor sie mit ihren Nachbarn im Kriege lagen und sich zu einem Volke zusammenschlossen, wohnten sie in Rundhütten; diese Form tritt auch jetzt noch in der Steppe häufig auf.

Die Wasango sind im allgemeinen williger, unterthäniger und deshalb auch wohl vorbereiteter zum Empfang der christlichen Lehre, als die Wahehe; was mich jedoch nicht abhält, den letzteren, wenn einmal für das Christentum gewonnen, mehr Ernst und thatkräftigere Ausübung desselben zuzuschreiben.

Der stolze Mhehe ist Krieger; der stille Msango ist Arbeiter. Diese Auffassung ist den einzelnen Stämmen selber traditionell geworden. Während der erstere seinem Sultan unbedingte Heeresfolge leisten musste, im übrigen aber sich als freier Mann fühlte, war der Msango seinem Sultan unbedingte Arbeitsleistung schuldig. Wie dem Mhehe durch Tradition der Begriff für militärische Subordination eigen geworden, so dem Msango das Verständnis für Kommunalarbeiten. Der Msango findet in einer unentgeltlichen freien Arbeitsleistung nichts Entwürdigendes und Sklavisches, wie der kühne, herrschende Mhehe.

Möge hier ein Beispiel für die Arbeitswilligkeit der Wasango folgen:

Ich hatte die Ueberbrückung des Nendembela-Flusses angeordnet. Die eigentlichen Bauarbeiten geschahen unter meiner persönlichen Mithilfe und Leitung von den in der Mission stationierten Soldaten. Das Holzmaterial aber wurde von den Wasango, selbst von den Bewohnern des sieben Stunden entfernten Tagata geschlagen und herbeigeschafft. Belohnungen für solche Kommunalarbeiten teilte ich nur an die Häuptlinge aus, wie es von jeher unter ihren Königen Sitte gewesen. Das Flussbett machte grosse Schwierigkeiten. Denn der Nembela stürzt oberhalb Madibiras beim Verlassen des Uhehe-Hochlandes und nach Durchbruch der Ngoma-Berge in vielen Kaskaden etwa hundert Meter weit zu einem

Winkel von ungefähr 50 Grad in die Ebene und behält bis unterhalb der Mission sein felsiges Bett bei. Daher konnten die Brückenböcke nicht festgerammt, sondern nur durch Querhölzer verbunden werden. Auch verankerten wir gleichsam die einzelnen Böcke durch Auftürmen von Felsblöcken ringsum. Die Brücke war so mit vieler Mühe fertig gestellt worden und betrug in der Länge etwas über 20 Meter und in der Breite 3 Meter.

Zum allgemeinen Ergötzen führten die Häuptlinge mit ihren Leuten gleichsam als Eröffnungsfeier einen Kriegstanz auf der neuen Brücke auf. Die Sache ging wirklich toll zu. — Da, o weh! ein Wanken, ein Rutschen, ein Krachen — und die ganze Gesellschaft sinkt mit der Brücke in den Fluss. Die Böcke waren trotz Verbindung und Belegen mit Felsblöcken auf dem glatten Felsbett ausgerutscht. Zuerst machten die Uebelthäter sehr verdutzte Gesichter, da sie meinen Unwillen befürchteten. Doch da kein Unglück passiert war, lachte ich mit den Umstehenden herzlich mit. Zur Vergütung mussten die Wasango nun aufräumen und etwas unterhalb, wo eine kleine Insel den Strom teilte, den ganzen Bau von neuem beginnen. Sie waren dazu gleich bereit und baten nur um meine Oberleitung, da sie noch niemals eine „ulalo wa kizungu“ (europäische Brücke) gebaut hätten. Der Platz war diesmal besser gewählt, obgleich das Flussbett immer noch seine felsige Natur behielt. Die Insel gab denn doch der Brücke in der Mitte einen festen Halt; ferner wurden auf dem linken Ufer Bäume nur gebrochen gefällt, so dass sie noch am Wurzelstock befestigt blieben, mit der gestutzten Krone aber die Insel erreichten. An diesen Bäumen nun wurden zwischen ihren stärksten Aesten die Brückenböcke befestigt und nochmals durch Querhölzer verbunden. Diesmal war die Arbeit zu unserer und der Wasango Freude besser gelungen, und die Brücke hielt auch Stand, als die halbe dritte Kompagnie mit Fanfarenklang unter Führung des Herrn Lieutenant Passavant darüber hinweg marschierte.

Kehren wir zu den eigentlichen Missionsarbeiten zurück.

c) Missionsarbeiten.

Der notwendigste Ausbau der Station war schnell der Vollendung entgegengegangen. Nicht ein einziges ordentliches Werkzeug hatte uns bis jetzt und später zur Verfügung gestanden, weder Säge, noch Axt, noch Hammer, noch Nägel etc., alles war entstanden nur durch das gewöhnliche Negerbeil und Soldaten-Seitengewehr: Befestigung, Wohnungen, Brücke, Strassen etc. Mein Wohnhaus bestand aus zwei geräumigen Zimmern mit festen Lehmwänden, erhöhtem Fussboden und freiem Luftzug oben und unten. So war es gesundheitlich sehr zweckmässig gebaut und soll auch nach dem Urteile anderer Europäer, die gelegentlich meine Station mit ihrem Besuche beehrten, nicht gar übel ausgefallen sein.

Ich entschloss mich nun, auf einem nördlichen Wege über Idoti nach Iringa zurückzukehren, um Bericht zu erstatten, mich neu auszurüsten, da es mir bereits am Notwendigsten wie Salz, Pfeffer, Oel etc. fehlte, und dann zu meinem Madibira zurückzukehren. Die militärische Begleitmannschaft liess ich zum Teil als Besatzung und zur Beaufsichtigung der neuangelegten Station zurück.

Wir brachen auf, marschierten über Soligonna, Uaga und Mapogollo und passierten am dritten Marschtage Idoti. Das Gelände liegt hier in ziemlich gleicher Höhe mit den Ufern des grossen Ruaha und hat somit schlechten, ziemlich trägen Wasserabfluss. Daher auch der Uebelstand, dass Ende der Regenzeit die Gegend um Idoti herum streckenweise überschwemmt ist, und die Verbindung mit den nächstgelegenen Ortschaften Kazi, Mapogollo, Mtungamalenga etc. sehr schwierig und lästig wird. Dazu kommt noch, dass die Muha- und Mukinino-Berge, an deren Fusse Idoti malerisch liegt, ihre Regenwasser unmittelbar zu Thale führen, welches an und für sich schon sehr zur Sumpfbildung neigt. Die Feldungen zeigten grosse Fruchtbarkeit und Ausdehnung. Die Bewohner aber, wie schon eingangs bemerkt, hatten ihre Temben und Felder vor den räuberischen Horden des Häuptlings Makakao verlassen. Nach all dem war ich froh, in

Madibira, im Zentrum einer gutgewillten Bevölkerung festen Fuss gefasst zu haben, und überliess Idoti recht gerne andern Zeiten.

Ueber das hohe steinige Nsihe-Gebirge, dessen romantische Schlucht- und Felspartien an den bayerischen Wald erinnern, und von dessen Höhe man weithin das Ufergelände des grossen Ruaha bis gegen Ugogo überblicken kann, strebten wir unserm Ziele, der Herz-Jesu-Mission Tossamanga, zu.

Von dem Erfolge in Madibira setzte ich alle in Kenntnis und dankte besonders dem Herrn Hauptmann Prince für seine thatkräftige Unterstützung des Unternehmens. Nach wenigen Tagen packte ich eine neue Ausrüstung zusammen, nahm Abschied und marschierte wiederum nach Madibira.

Dort angekommen, bemerkte ich zu meinem Troste unter der herbeiströmenden Bevölkerung eine herzliche Freude über mein Wiedererscheinen. Die Häuptlinge versammelten sich zur Begrüssung und Beratung über Verschiedenes, was sich während meiner Abwesenheit zugetragen hatte.

In den kommenden Tagen ordnete ich weitere Arbeiten an. So wurden von dem Missionsposten aus zu den verschiedenen Häuptlingstemben, wie auch zum Flusse hin, breite Wege ausgeschlagen und in der Nähe der Station teilweise mit Dornstrauch-Spalier eingefasst. In Zeit und Art der Ausführung dieser Arbeiten liess ich den guten Wasango gewisse Freiheit, war selber meistens zugegen und duldete gern den scherzenden Frohsinn der Leute; denn der Neger liebt es, wie das Kind, die Arbeit spielend und im fröhlichen Selbstbewusstsein zu verrichten. Es geschah dann auch, dass einer der Häuptlinge zu mir kam und sprach: „Grosser Herr, wir haben nun mehrere Tage für Dich und für uns gearbeitet; jetzt wollen wir auch eine Zeit haben zum Tanzen und Biertrinken.“

Dies führte mich auf den Gedanken, allmonatlich ein Volksfest unter meiner Aufsicht abhalten und den Häuptlingen, wie auch den Arbeitern Negerbier und, wenn möglich,

Fleisch verabreichen zu lassen. Es fanden sich dann zu diesen Festen wohl an 400 Männer und auch die muntere Jugend ein. Selbst das zarte Geschlecht, dem in den täglichen häuslichen Arbeiten die grösste Last aufgebürdet war, liess es sich nicht nehmen, in eigenen Abteilungen gruppiert, daran teilzunehmen. Die Männer ergötzen sich hierbei zuerst in Nachahmung der Wahehe-Scheinkämpfe und die Knaben hielten Wettrennen oder Ringkämpfe ab, bei welchen ein Stück Zeug als Preis ausgesetzt war. Abseits bildeten die schwarzen Damen, oft im sonderbarsten Putz, einen Reigen, wobei eine Vorsängerin mit dem Chore im Gesange abwechselte. Alle drehten sich langsam im geschlossenen Kreise, eine hinter der andern. Während des Tanzens trat je eine in den Kreis, machte verschiedene Verbeugungen und suchte dann tanzend ihren Reigenplatz wieder einzunehmen. Der Text des Gesanges ward hierbei willkürlich von der Vorsängerin angegeben und vom Chore wiederholt. Er bezog sich eigentümlicherweise meistens auf die geschichtlichen, neuesten politischen Thatsachen, wie z. B., dass Bwana Sacrani (Hauptmann Prince) den Mahincha besiegt habe, oder, dass Bwana Mganga gekommen und sie beschützen werde etc. Dies geschieht wohl mehr instinktiv, da das Weib in Afrika bei Kriegen gar sehr in Mitleidenschaft gezogen wird; denn die erbeutete Sklavin ist die wünschenswerteste Belohnung des Siegers. Zum Schlusse des Spiels formierten sie sich unter Singen in Kolonne, hoben die Beine gleichmässig im Takte, stampften den Boden, klatschten in die Hände und traten so geschlossen mit „Kehrt Marsch“ trippelnd und tanzend den Rückzug in ihre Wohnungen an, wo sie sich dann zerstreuten. Es fiel mir hierbei auf, dass die Frauen und Mädchen, wie sie stets in eigenen Abteilungen verblieben, so auch ihre Spiele und Tänze völlig gesondert von den Männern vollführten und dass sich die Zuschauerschaft von männlicher Seite auf ein Minimum beschränkte.

Danach traten die Knaben abermals zum Tanze und warfen hierbei ihre Beine vorwärts, rückwärts und seitwärts

in sonderlichster Art und sangen, während sie dabei auf ihre Lenden klatschten, auf Kisango also: „hailo, hailo tugendaze ya moto“, „auf! auf! wir ziehen in den Krieg“; oder: twaliwalinga kwilangi, kutindia“, „wie viele sind wir, dass wir Wild erbeuten können“ und anderes mehr. Unterdessen hockten die Männer seitwärts am Boden, tranken in selbstbewusster Ueberlegenheit ihr Bier und erörterten dabei die jüngsten Geschehnisse, Arbeits- und andere Gemeindefragen. Bei solchen Gelegenheiten drang ich bei den Alten darauf, mir täglich zu einer bestimmten Zeit ihre Kinder zu schicken, damit sie bei mir arbeiten lernten und in der Lehre Gottes und in anderem unterrichtet würden. So geschah es denn auch.

Drei Monate nach meiner ersten Ankunft in Madibira konnte man dort bereits von einer freien Schule sprechen, an der täglich etwa 50—80 Knaben aus der nächsten Umgebung Madibiras teilnahmen. Der Stundenplan war anfangs folgender: 7—8 Uhr die Wegespaliere begiessen, den Stationshof kehren, Brennholz holen oder sonst eine Arbeit; 8—9 Uhr Spielen, das meist in den gebräuchlichen Ringkämpfen bestand; 9—10 Uhr Religionsunterricht in erzählender Form. Später natürlich sollte der Stundenplan für Elementarfächer, wie Lesen und Schreiben, erweitert werden. Von 9—10 Uhr morgens war nebenbei für die herzugekommenen Kranken Revierdienst angesetzt, in welche Arbeit ich mich mit meinem vortrefflichen Boy Dominiko teilte. Daran schloss sich für die Erwachsenen Unterricht in der christlichen Heilslehre.

Abwechslung in dieses für einen Europäer immerhin einsame Leben brachten Missionsausflüge in die entfernteren Ortschaften der Umgegend. Ferner erfreuten mich die lieben Besuche meines Kollegen R. P. Spiss, der Herren Dr. Stierling, Lieutenant Graf Fugger, Lieutenants Passavant und Braun, Feldwebel Richter und anderer Herren Militärs, welchen ich für ihr stets freundschaftliches Entgegenkommen in Missionsangelegenheiten an dieser Stelle innigen Dank

ausspreche. Besondern Dank schulde ich dem letztgenannten Feldwebel Richter wegen seines echt christlichen Samariterdienstes, den er mir in einer Krankheit geleistet hat. Die Begebenheit möge hier kurz erzählt werden:

Bei der schon vorhin erwähnten Ueberbrückung des Nendembela-Flusses hatte ich mir infolge der vielen Arbeiten im Wasser ein inneres Leiden mit Blutabgang zugezogen. Leider waren mir nun auch sämtliche Medikamente ausgegangen, was mich etwas beunruhigte. Da erschienen am 31. August 1897 Eilboten vom Militärposten Ngominji, welche ein Schreiben des Feldwebel Richter überbrachten, in welchem derselbe sofort 10 der in Madibira stationierten Soldaten wünschte, da er sichere Nachrichten erhalten habe, dass Mkwawa Ngominji und die Boma (Festung) in der Nacht vom 1. auf 2. September angreifen wolle. In dem Gefühle, dass meinem Körper eine schwere Reaktion bevorstehe und mir dann Arzneien, wie die Hilfe eines Europäers von dringendster Notwendigkeit sein würden, fasste ich den Entschluss, selbst mit den Soldaten nach Ngominji aufzubrechen.

Am 1. September marschierten wir beim ersten Morgengrauen ab, rasteten gegen Mittag in der Tembe Lutegu und erreichten nach 11½stündigem Marsch bei angebrochener Dunkelheit die Boma Ngominji. Todmüde und matt sank ich von meinem Reittier. Den ganzen langen Tag hatte ich wegen völliger Appetitlosigkeit und Brechreiz nichts geniessen können. Bereitwilligst stellte mir Herr Richter seine Strohwohnung zur Verfügung, liess in derselben mein Feldbett aufschlagen und traf dann Vorkehrungen für die Nacht, um dem geplanten Ueberfall Mkwawas mit Sicherheit entgegenzutreten.

Während der Nacht trat nun infolge der grossen Anstrengungen des vergangenen Tages die vorhergefühlte Reaktion bei mir ein: heftiges Erbrechen der Galle, schmerzhafter Blutabgang und ungewöhnliche Schwäche. Dies dauerte am folgenden Tage und in der darauf folgenden Nacht fort. Hierbei nun pflegte mich Herr Richter mit be-

wunderungswerter Selbstverleugnung. In der dritten Nacht trat im Erbrechen und Blutabgang Stillstand ein — aber eine trostlose Schwäche blieb! Doch auch diese schwand in einigen Tagen durch die mütterliche Besorgnis und Pflege des guten Soldaten.

Die Gefahr von Seiten Mkwawas war nicht eingetroffen. Hatte dieser erfahren, dass sein „Ndugu“ (Freund) in der Boma weile? oder dass Verstärkung angekommen? oder war die Sache überhaupt bloss Gerücht gewesen? Sei dem, wie ihm wolle; am vierten Tage nach meiner Ankunft in Ngominji wurden die Madibira-Soldaten bis auf einen, der mich später begleiten sollte, zurückgeschickt.

Nach weiteren vier Tagen war ich, Gott Dank! ziemlich wiederhergestellt, und es zog nun auch mich wieder nach Madibira. Innigst dankend nahm ich Abschied von meinem tapferen Landsmanne, der einige Monate später auf einer Verfolgung Mkwawas mit nur sechs Soldaten von einer erdrückenden Uebermacht umzingelt und angegriffen wurde, eine Kugel durch die linke Schulter erhielt und sich, schwer verwundet, nur mit äusserster Tapferkeit den Durchbruch erkämpfen konnte.

Am Tage meiner Rückkehr nach Madibira war eben in Ngominji ein kleiner Waffentransport, aus zwanzig Vorderladern bestehend, angekommen. Derselbe war vom Hauptmann Prince für die Bevölkerung Madibiras bestimmt, da das Gerücht ging, auch Madibira würde von den Aufständischen angegriffen werden. Diesen Waffentransport nahm ich dankend in Empfang und marschierte von Lutegu aus während der Nacht nach Madibira. Unsere Begleitung bestand hierbei nur aus dem einen Soldaten und zwei bewaffneten Boys. Während meiner Abwesenheit hatten sich auch wirklich aufständische Horden des Mtwawa Ubena auf den der Mission gegenüberliegenden Bergen gezeigt, waren aber vorüber nach Ifia gezogen und hatten dort die Temben eingeäschert.

Anfangs November, nachdem ich den Charakter des Volkes immer mehr kennen gelernt und für immer zu bleiben be-

schlossen hatte, war bereits in einer gemeinsamen Beratung eine vorteilhafte Vergrößerung der Station endgültig besprochen worden. Die Männer hatten sich bereit erklärt, unentgeltlich das schönste, festeste Holzmaterial aus Wald und Feld für den Bau eines nyumba ya Mgului (Gotteshaus) zu liefern und an den Ausführungsarbeiten freiwillig mitzuhelfen. Da erhielt ich von unserem Missionsobern den Befehl, den Posten Madibira zu verlassen, sobald von der Küste die für mich bestimmte Proviant-Karawane und Ersatz angekommen sei, und nach Songea in Ungoni behufs Erforschung des Geländes und eventueller Neugründung unter den Magwangwara zu marschieren und mich dort mit ihm zu vereinigen.

Diese Nachricht schmerzte mich einestheils, denn die Wasango waren mir lieb geworden. Mit ihrer eigenen Hilfe hatte ich mich mit nur geringen Kosten und Mitteln in verhältnismässig kurzer Zeit unter ihnen eingerichtet und ermutigende Erfolge erzielt. Nicht nur waren sie mir in allem zu Willen wie gute Kinder, nicht nur hatte ich einen neuen Volksstamm unserer Missionsthätigkeit erworben, Kranken ihr Los gemildert, was alles überhaupt meine blosser Pflichterfüllung bedeutet, sondern die Gründung Madibiras erschien geradezu providentiell; denn durch meine Anwesenheit in Madibira war ein friedsameres Distrikt nicht in die allgemeinen Kriegswirren gezogen, viele Männer waren nicht ermordet, viele Weiber und Kinder nicht in die Gefangenschaft geschleppt worden; ferner blieb eine reiche und fruchtbare Gegend vor Verheerung verschont, die zur Zeit der Hungersnot für ganz Uhehe gleichsam ein alttestamentliches Aegypten wurde. Denn ich regte damals das Volk zum Verkauf von Lebensmitteln an, beschützte es aber auch vor Uebergriffen und Betrügereien von seiten der listigen Küstenhändler. So konnten über zweitausend Lasten Getreide aus Madibira und Umgegend nach Uhehe gebracht werden zur Verpflegung der Soldaten, Träger und Küstenhändler. Selbst Wahehe kamen vier und fünf Tage weit her nach Madibira und erbaten sich Saat für die kommende Regenzeit, da in Uhehe grosse Not herrschte.

Einige Wochen vor meiner Abreise von Madibira konnte ich bei einem Unglücke, welches die Mission dort traf, meinen gewonnenen Einfluss auf die Bevölkerung, die Liebe und Anhänglichkeit derselben in tröstlichster Weise erfahren:

Es war am 13. November 1897, abends gegen 8 $\frac{1}{2}$ Uhr, als ich mich, von einem Missionsmarsche Madibira-Iringa zurückgekehrt, ermüdet eben zur Ruhe legen wollte, da erscholl draussen vor meiner Wohnung der Schreckensruf: „Moto, moto!“ (Feuer, Feuer) und gleich darauf ein Rennen und Durcheinander von Rufen. Rasch sprang ich hinaus, um auf dem Brandplatze zu erscheinen. Hier war eine allgemeine Verwirrung und panischer Schrecken entstanden. Man schrie, lärmte und schlug auf das Feuer wie toll. Dasselbe war durch Unvorsichtigkeit einer Soldatenfrau in deren Wohnung entstanden und griff, da gerade heftiger Wind wehte, sehr schnell um sich. Die Strohdächer der Soldatenwohnungen standen bald sämtlich in Flammen. Die in den brennenden Wohnungen befindlichen Patronengürtel fingen Feuer und explodierten unter andauerndem, unheimlichem Geknatter. In der Angst, von einer Kugel getroffen zu werden, floh alles zur Station hinaus. Unvergesslich bleibt mir das Geheul der Soldatenweiber, welche die Schuldige in einer Weise verfluchten und schmähten, die mich zum strengen Einschreiten nötigte. Ich selber war zum Missionskreuz geflohen, hinter welchem ich mich barg und zusehen musste, wie nun auch an meinem Wohnhause und dem Getreide-Magazin die Flammen emporschlugen.

Das Knattern der explodierenden Patronen hatte aufgehört. Soldaten und Boys griffen wieder mutig zu, um zu retten, was noch zu retten war. Die notwendigsten Ausrüstungsgegenstände: Zelt, Feldbett, Gewehre, Proviant, Reise-Altar, Küchenskiste waren in Sicherheit gebracht — da stürzte krachend das Dach des Wohnhauses zusammen —, kurz darauf ein furchtbarer Knall — die Patronenkiste war im brennenden Hause geblieben! Alles stob darob wieder kopflos ins Freie. Gott Dank, es war kein Unglück geschehen.

Abermals trieb ich die Mannschaft zur Arbeit. Aus dem Getreidemagazin war nur wenig noch zu retten, und auch auf den anderen Temben züngelten schon Flammen. Unterdessen waren die guten Wasango bewaffnet herbeigeeilt, in der Meinung, die Mission sei von räuberischen Wahehe angegriffen worden. Nachdem sie die Sachlage erkannt hatten, wurden Schilde, Speere und Gewehre hurtig beiseite gesetzt und Eilboten in das Dorf gesandt, um Weiber und Kinder zum Wasserschöpfen herbeizuholen. Es waren in kurzer Zeit an 600 Personen herzugeströmt, die teils vom Flusse bis zur Brandstätte Spalier bildeten und gefüllte Wasserkrüge von Hand zu Hand gaben, teils bei den Lösch- und Rettungsarbeiten beschäftigt waren. Bis 11 $\frac{1}{2}$ Uhr nachts dauerte die Arbeit, dann war die Macht des Brandes gebrochen, und die Wasango, welche wacker gearbeitet hatten, konnten ihre Wohnungen aufsuchen. Nachdem die geretteten Sachen um das Missionskreuz geordnet, die Zelte aufgeschlagen und Wachen ausgestellt waren, befahl ich von Mitternacht an strenge Ruhe. Am Morgen liess ich die Mannschaft antreten. Die meisten der Soldaten erschienen im weissen Negerhemd, in welches sie sich gegen Abend nach der Dienstzeit zu kleiden pflegten. Bei Besichtigung des gesamten Brandschadens ergab sich folgendes: zwei Gewehre, zwei Seitengewehre, sämtliches Lederwerk, zwei Dritteile der Patronen, beinahe sämtliche Soldatenanzüge waren verbrannt oder stark beschädigt; ferner meine Sammlungen an ethnographischen und naturwissenschaftlichen Gegenständen, wie Volksmedizin, Gehörne, Schädel, Felle, Vogelbälge etc., das Gestell des Hausaltars, 25 Getreidelasten der Mission und 150 Lasten der kaiserlichen Station Iringa, die hier für die Hungerszeit aufgestapelt lagen. Die Nord- und Westseite der Pallisaden-Einfriedigung, eine Reihe Soldatenwohnungen, mein Wohnhaus und das Getreidemagazin waren bis auf den Grund niedergebrannt. Ausserdem wurden noch viele Hausgegenstände der Mission, Kleider und Ersparnisse der Soldaten vermisst. Sämtliche Tauben der Station und viele Hühner

fand man gebraten am Boden liegen — ein ergötzliches Frühstück für die bereits herbeigeströmten neugierigen Wasango.

Schon in aller Frühe waren viele derselben, ohne dass ich sie dazu aufgefordert hatte, mit neuem Baumaterial erschienen. Die Häuptlinge traten versammelt zu mir und sprachen: „Grosser Herr, wir sehen, dass Du wie ein Fremdling unter freiem Himmel schlafen musst; das soll nicht sein, denn Du bist unser Haupt und Vater. Wir alle wollen zu Hause nicht müssig sitzen, sondern Dir schnell ein neues Haus erbauen helfen.“

Durch diese Bereitwilligkeit der Wilden ermutigt, gab ich gleich den Platz zum Neubau auf der Südseite des Hofes an, um meinem Nachfolger freien Spielraum zu lassen, da ich doch bald Madibira verlassen sollte. Die verschiedenen Häuptlingschaften hatten je eine Seite des Baues in Angriff genommen; die Oberaufsicht hiebei führte der Häuptling Yalwangu. Innerhalb vierundzwanzig Stunden hatten die guten Wilden mir ein leidliches Wohnhaus aus Lehm errichtet mit einem geräumigen Zimmer und Hausgang; etwa 300 Personen waren vollauf damit beschäftigt gewesen. Dann wurden die verbrannten Temben vorteilhafter aufgebaut, die Pallisaden-Einfriedigung fast um das Doppelte erweitert, und in fünfzehn Tagen wohnten wir wieder, dank der wackeren Arbeit der willigen Wasango, in der Missionsboma wie vorher.

Aber auch Dank und Lob muss ich unsern schwarzen deutschen Soldaten zukommen lassen. Dieselben haben, soweit ich mit ihnen in Berührung gekommen, sich stets als Soldaten gezeigt. Ich habe in disciplinärer Hinsicht nie eine Klage vorzubringen gehabt, vielmehr die Überzeugung gewonnen, dass der schwarze Soldat in den Kolonien sich unter einem verständigen Vorgesetzten zu einem höchst brauchbaren Mitgliede der menschlichen Gesellschaft bilden lässt und wohl zu schätzen ist.

Die für mich bestimmte Proviantkarawane war indessen in Iringa angelangt, und ich beeilte mich daher, dorthin zu

kommen, meine Angelegenheiten zu ordnen und Abschied zu nehmen. Am 9. Dezember 1897 traf ich auf der Herz-Jesu-Mission unerwartet ein.

* * *

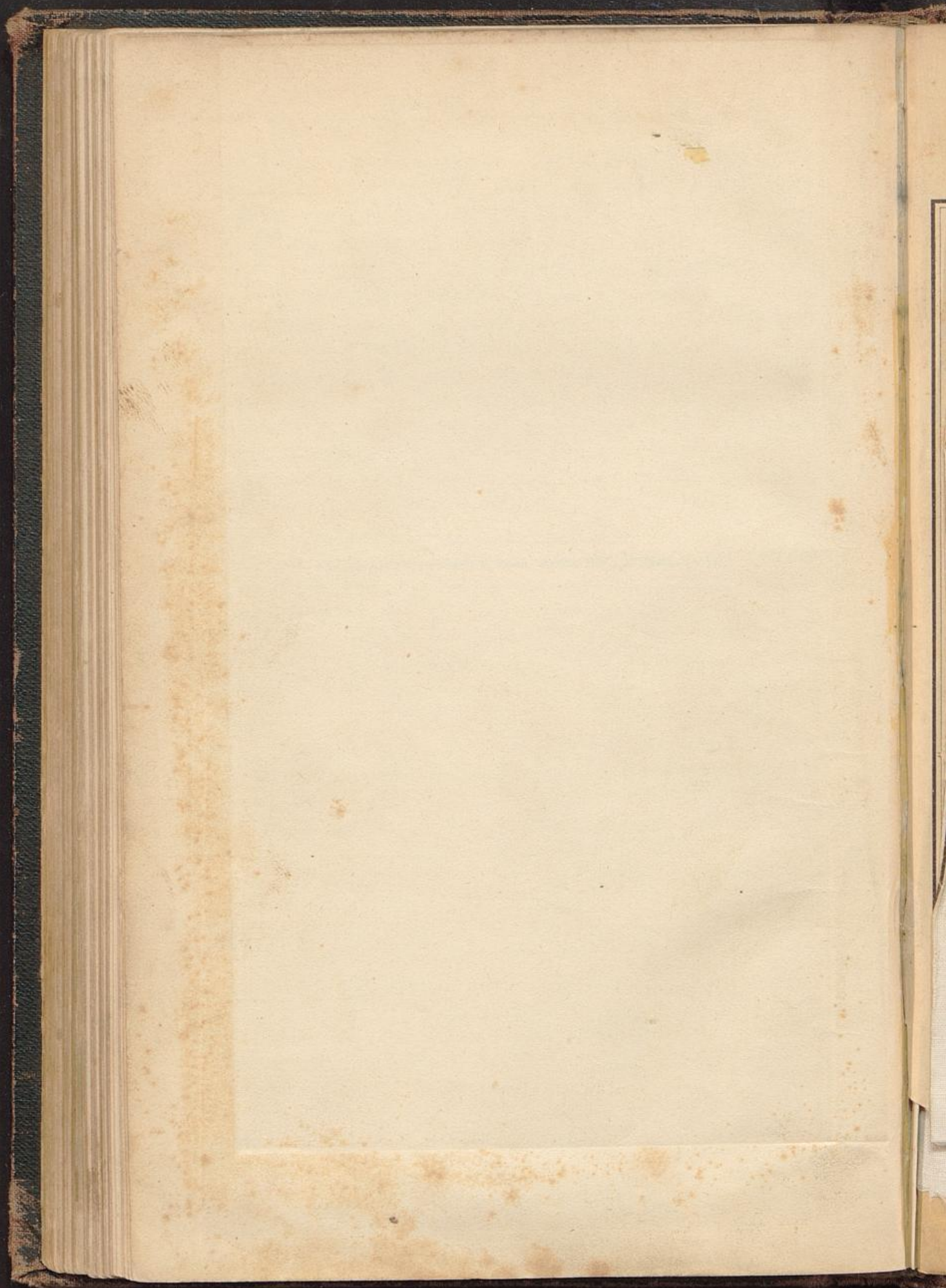
In der kaiserlichen Station Iringa sagte ich allen deutschen Herren ein herzliches Lebewohl, Lebewohl auch der Frau Hauptmann Prince. Sie war die einzige echt deutsche Frau im weiten Lande, verstand es, durch ihr natürliches, offenes und liebenswürdiges Benehmen das Herbe des afrikanischen Lebens zu mildern, und scheute es nicht, in selbstverleugnender Weise an dem schweren und ernsten Berufe ihrer Umgebung indirekt grossen Anteil zu nehmen. Auch uns Missionären hat sie gar oft ihre zuvorkommende Fürsorge angedeihen lassen. Darum innigen Dank dieser edlen deutschen Frau!

Zum letzten Male strömten meine Wahehe-Freunde nach Tossamaganga; um mich zu begrüßen und Abschied zu nehmen. — Die Stunde der Trennung war gekommen. Nach herzlicher brüderlicher Umarmung schied ich mit Wehmut im Herzen von meinen wackern Mitarbeitern im Dienste des Kreuzes. Unter Flintenschüssen meiner Leute und der Missionsangehörigen stieg die Karawane bergab, und ich richtete wieder fest meinen Blick nach Westen — Madibira — dem Nyassa zu. Etwa zehn meiner treuen Wahehe von Banowano und etwa zwanzig von Kifuku trugen meine Lasten oder gaben mir das letzte Geleit bis nach Madibira.

Ein dreimonatiger Marsch führte mich von dort durch Ubena über die hohen, interessanten Livingstone-Berge zum Nyassasee und hinüber zum englischen Gebiet; dann zurück quer durch den Süden der deutsch-ostafrikanischen Kolonie von Mandä über Upogoro und Donde nach Kiloa. — Von all den Landstrichen, die ich auf diesen Märschen durchstreifte, glaube ich, unmassgeblich, dem Lande Uhehe für eine etwaige Besiedelung den Vorzug geben zu müssen.

Am 25. März dieses Jahres kurz vor Sonnenuntergang stand ich mit meiner Karawane auf den westlichen Höhen vor Kiloa, und unter uns entfaltete sich in grenzenloser Ausdehnung der Indische Ozean. Von der scheidenden Sonne wie vergoldet lag das weite Meer in sanftester Ruhe. Die Trümmer und Ruinen der alten indischen, portugisischen und arabischen Forts lugten unter den Palmen der grünen Insel Kiloa-Kisiwani hervor und verliehen dem ganzen Naturzauber eine märchenhafte Stimmung. — Ein grosses Stück Kulturgeschichte zieht am Geiste des Beschauers dieser modernden Reste vorüber. — Vor etwa drei Jahrhunderten trug Deutsch-Ostafrika bereits den christlichen Namen „St. Raphaelsland“, aber Stürme der Zeit haben alles verweht. — Gebe Gott, dass nun die junge deutsche Eiche sich entfalte, den Stürmen widerstehe und das heisse Land überschatte, auf dass auch dort dauernd Wahrheit, Recht und Kultur erblühe!

U. J. O. G. D.



4)

ngen

ten und

utschen

(Ernst Vohsen).

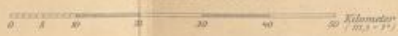
17



**Routen
im nordwestlichen Uhehe
und von Idunda zum Nyassa-See.**

Aufgenommen von
PATER ALFONS M. ADAMS O.S.B.,
Apostolischem Missionar.

Mafsstab 1:750 000.



— größere, zusammenhängende, ⚓ kleinere, einzeln stehende Temben.

— Routen des Pater Alfons M. Adams.

Diese Gebiete stehen in der Regenzeit unter Wasser, sind
dagegen in der Trockenzeit mit hohem Gras bedeckt und
der Tummelplatz von Zebras, Antilopen, Giraffen, u. s. w.

Bibliothek der
Lesehalle in Bremen